Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 5

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Hölderlins Weltbild und Frömmigkeit.

Romano Guardini: Hölderlin, Verlag Jakob Hegner, Leipzig

In den verschiedenen Arbeiten, die sich Hölderlins Schaffen zum Vorwurf genommen haben (Böhm, Michel, von Hellingrath, Zinkernagel, von Pigenot u. a.) wird wohl auf die „Absolutheit" dieser Poesie hingewiesen, doch wurde in keiner der Versuch gewagt, ihre Geistigkeit dermassen herauszuheben, dass die heimatlichen, literarischen, rassenmässigen Gegebenheiten, welche die seelische Umwelt Hölderlins bestimmten, entweder den Charakter des bloss Beiläufigen annahmen, oder dann selbst an der Typik und Absolutheit seines Dichterischen teilzuhaben schienen. Der philologisch, ästhetisch und, was sehr wesentlich ist, theologisch durchgebildeten Intelligenz Romano Guardinis ist nun gelungen, das spirituelle Continuum, das die Erscheinung Hölderlins und sein Werk durchwohnt, überall als dessen tragende Einheit nachzuweisen, noch in seinen späten, zerklüfteten, oder, wie man auch glaubte, kindlich stammelnden Fragmenten. Damit wird aber Hölderlin dem Range eines subjektivistisch-sentimentalischen schwäbischen Sonderfalls enthoben und von Guardini den welthaltigen Verkündern und Sehern: Dante, Aischylos, Pindar gleichgestellt, die zwar lautere Künstler gewesen, in erstem Betracht jedoch in einem religiösen Dienste standen, und einem Anruf gehorchten aus höherm oder innerlicherem Raum, als dem des rein künstlerischen Impulses.

Als Beweis für Hölderlins Sehertum nennt Guardini seine Ortlosigkeit und seine unlösliche „selig tragische" Einheit von Dasein und Wort. Es ist als „gebender Vorgang" zu verstehen, „durch welchen Erscheinungen und Vorgänge hervortreten können, die sonst verborgen bleiben."

In einer durch viele Jahre hingehenden Interpretationsarbeit habe er nicht so sehr versucht auszulegen, als Hölderlin nach Dingen zu fragen, „die er zu wissen scheint, und die sonst nicht leicht jemand weiss". Immer wieder habe ihn beides erstaunt: die Tiefe der Schau, aus welcher seine Vorstellungen kamen, seine gedankliche Folgerichtigkeit und die „herrliche Genauigkeit dieses Wortes, das die Frage des Verstandes nicht nur aushielt, sondern sie forderte".

Hölderlins Gedankenwelt umfasst nur wenige Motive und Grunderfahrungen, aber diese, gleichwie die Bilder, kehren immer wieder und enthalten jedesmal das ganze Dasein. Guardinis Arbeit wurde darum in Sinnzusammenhänge gegliedert, die überall das Ganze enthalten und als „Kreise" bezeichnet sind. Die fünf Kreise des Buches haben die Titel: I „Strom und Berg", II „Der Mensch und die Geschichte", III „Die Götter und der religiöse Bezug", IV „Die Natur", V „Christus und das

Christliche". Sie haben ihre Unterabteilungen; so sind dem Kreis „Natur" die Betrachtungen über den „Hyperion" und den „Empedokles" eingeordnet.

In grossen Zügen sei der Inhalt wenigstens eines dieser Kreise, des ersten, bezeichnet. Jede tiefer gehende Untersuchung dichterischen Schaffens wird sich in beträchtlichem Mass den Symbolen dieser Dichtung zuwenden. Gleich am Beginn des Kreises „Strom und Berg" stellt Guardini die Frage: Wäre der Strom (bei Hölderlin) ein Symbol? Ein solches entstehe, sobald die Form fähig werde, etwas auszudrücken, das ihr Zunächst-Gegebenes überschreite. Zwei Ursprungsquellen scheine es zu haben, 1. In der Verbindung von Körper und Geist: Die Bewegungen des Körpers können gegenwärtig, anschaulich machen, „was über das Unmittelbar-Körperliche hinausliegt"; 2. Die Bilder der Natur, Gestalt und Bewegung von Gestirn, Element, Getier, Gepflanz. Die Bedeutungskraft dieser Ur-Formen berührt und verbindet sich mit grundlegenden Empfindungen und Erfahrungen des Menschen, nicht nur ästhetisch oder gewohnheitsmässig, sondern auch auf Grund frühester religiöser Eindrücke, die sich so in die Urschichten der innern Welt eingegraben haben, dass sie, selbst unbewusst, alles spätere Leben durchwirken. Dieses Symbolverhältnis macht sich im individuellen wie im Gemeinschaftsleben geltend.

Es gibt „Symbole zweiten Grades", Gestalten, die für sich, als unmittelbarer Ausdruck von Weltwesen und Innerlichkeit etwas bedeuten, und durch die Formkraft Einzelner mit ferner liegenden Sinngehalten gesättigt werden. Der Verfasser nennt die Wanderung, als ein uraltes Symbol des menschlichen Lebens; sinnmässig ist auch der Strom mit dem Symbol des Weges verwandt.

Ein Beispiel für eine symbolische Behandlung des Strommotivs bietet Goethe, mit „Mahomets Gesang". Es wäre jedoch falsch, in Hölderlins Rheinhymne Gleichartiges sehen zu wollen: „Hölderlin meint mehr".

Der frühe Mensch sah den Strom als geheimnisvolle Wirklichkeit, als Wesen. Das war nicht „Anthropomorphismus", nicht „Personifikation", nicht Allegorie, es war echte Anschauung. Aus ihr, für die der Strom wechselnde Gestalt annehmen konnte, entsprangen zuerst Mythos und Kult. Das sich verdünnende Erlebnis lief dann weiter, durch Sagen und Märchen, von Empfänglichen noch heute gefühlt. „Bei Hölderlin bricht es ursprünglich durch. Er hat vom Strom noch die alte, numinose Erfahrung". „Weil er aber ein hoher Geist und grosser Meister des Wortes ist; weil er sich gesendet fühlt, dem durch die Geschichte aufgehäuften Schlimmen zu widerstehen, und das Eigentliche zu verkünden, gewinnt jenes Erlebnis bei ihm eine besondere Mächtigkeit: es wird seherisch". Ein „moderner Dichter" kann Hölderlin noch heissen bis zum „Hyperion", kaum mehr im „Empedokles"; in seiner hymnischen und elegischen Epoche steht er jenseits und über jener ästhetischen Autonomie, die das Dichterische durch die Renaissance erlangt hat. Seine Dichtung entspringt fortan der Vision, sein Leben wird in das Geschaute hineingezogen. Er muss schauen, „weil er von Geburt an ein Geweihter und Gezeichneter ist".

Ueberall in Hölderlins Gedicht begegnen wir dem strömenden Gewässer. In der Heimat: Neckar und Donau; in Homburg: Main und Rhein; Frankreich: Garonne und Rhone; Griechenland/Kleinasien: Ilissus, Eurotas, Bäche von Kalauria; Kayster und Paktol, Tmolus, Mäander, Nil. Wo der Strom mehr ist als Bewegung, haben wir die verschiedenen Sinn-Stufen. Der Strom ist: Uebermass des Reichtums, der sich verschenken möchte. Ueberfülle des Glücks, dem der Traum entsteigt, Streben aus Wesensheimat in die unendliche Ferne, wo der Untergang wartet. Das gesonderte Dasein sucht zum All zurück. Der Strom ist Ausdruck für die Spannung des Raumes, in welchem das Leben, das zur Tiefe will, sich vollzieht. („Der Neckar"). Strom wie Mensch müssen hinaus, Wanderer, in die Weite der Welt, die vorbestimmte Gegenheimat. Für Hölderlin heisst die Spannung Stuttgart-Athen. — In „Am Quell der Donau" ist der Strom das herbrausende Wort aus dem Osten, Geheimnis, numinose Fremdheit. Es ist das „Pneumatische", das den Menschen erschüttert wie das „Wild", das für Hölderlin geistbezogen, dem Dionysos heilig, selbst dionysischer Natur ist. In die Fülle des geistigen Stromes verwoben sind zwei Gaben: „die teuere Lehr" aus „Arabia"; die „holden Gesänge" aus „Jonien". Diese Gaben haben dem Abendland den Geist geweckt. — Den Menschen-Daseinsraum in seinem All-Zusammenhang, die Oikumene, bildet das Meer, Ausgang und Heimkehr alles Strömenden. Es ist einmal aktiv, männlich, trägt Geschichtscharakter; nicht Sphäre der Fruchtbarkeit, doch Raum für Ewigkeit. In „Andenken" jedoch Quelle des Reichtums, Urbeginn, ein Tremendum. — Das heroisch-halbgöttliche Wesen des Stroms, in seiner ganzen Fülle, stellt die Rheinhymne dar. Die Ströme bilden mit dem Strömen der Gesamtnatur, dem Strömen im Innern der Vulkane und der Luft den stärksten Ausdruck des Natur-Lebendigen. Die Tiefe aus der sie kommen, zu der sie kehren, ist das empirische Innere der Erde; zugleich Sphäre des Ursprungs, des Nicht-Manifesten. Das Seiende vollzieht sich im Fluss, gelangt auf „eignen Pfad" und muss ins All zurück. Die edlen Werte bringen den Untergang. — Auch das Volk ist ein Strom. Die dionysische Berührung, welche die Ekstasis des Lebens auslöst, hebt in ein Handeln, das die tägliche Tätigkeit übersteigt, gleich wie das visionäre Schauen dem allgemeinen Blicken und Verstehen enthebt.

Dem Gewässer stellt Hölderlin den ragenden Berg gegenüber, das Gebaute, die Höhe, und, beim Vulkan, die Tiefe. Sein Bild, weniger entwickelt als das des Wassers, entfaltet sich gleichwohl durch alle Daseinsbereiche; äusserlich von Deutschland durch Griechenland bis zum Kaukasus. Landschaft steht jedoch nie für sich; stets ist sie Raum des Menschen-Lebens, mit Schicksal und Geschichte verknüpft. Darüber hinaus reicht das Symbol des Berges ins Geistige, Metaphysische, Mythische. Das Gebirge schlechthin für Hölderlin sind die Alpen. Sie erscheinen als Ausgangspunkt der grossen West-Ost-Spannung, die sich wiederum in Griechenland und Asia gliedert (Apollinisch und Dionysisch). Sie sind die „Burg der Götter". Weiter ist das ganze Abendland „Das Haus", die Alpen dessen Mitte, der geheime Innenraum, der riesen-

haft geschichtete „Herd", Opferstätte, an welcher die heiligen Spenden ausgegossen werden. Die „reinen Hände" die das tun, sind die Strahlen der Sonne, die Schnee und Eis zur Schmelze bringen.

Wir müssen uns versagen, die drei folgenden Kreise zu berühren, doch soll ein kurzer Hinweis noch über den letzten unterrichten. Hier unterzieht der Verfasser, als der Theologe, der er ist, Hölderlins Verhältnis zur Christusgestalt und Lehre, das die frühern Forscher meist nur gestreift, seiner eingehenden Betrachtung. Eine grosse Verkörperung christlichen Geistes ist Hölderlin nicht begegnet. In seiner Jugend umgab ihn die Frömmigkeit seiner Umwelt. Bald verlor er jedes Verhältnis zur überlieferten christlichen Lehre und kehrte sich den vom Verfasser dargestellten Göttlichkeiten zu. In der Hoch-Zeit seines dichterischen Schaffens gewann die Christusgestalt neues Leben und einen von der Ueberlieferung abweichenden Charakter. Sie wurde in ihm zur wirklichen Macht. Hölderlin steht nun in dem Zwiespalt, sie in den Ring der andern von ihm erfahrenen Numina aufzunehmen, oder sie diesen überzuordnen. Auf ihr christliches Element hin untersucht hier Guardini die Dichtung „Empedokles", die Elegie „Brot und Wein", die Hymnen „Versöhnender, der du nimmer geglaubt...", „Patmos", „Der Einzige", „An die Madonna", ferner Bruchstücke und Entwürfe aus der Homburger Zeit und aus der spätern des Verfalls. Zu ihrem Verständnis ist nötig sich zu merken: „Manche dunkle Stelle hellt sich auf, wenn man den biblischen Text in Betracht zieht."

In „Patmos" heisst Christus „Halbgott", doch nur um ihn als ein von oben her bestimmtes Wesen, Sohn des Höchsten Vaters, gegen Jünger und Menschen abzugrenzen. Von diesem entsandt sind auch die Heilandsgottheiten Herakles und Dionysos. „Ihr Wesen bezieht sie auf die Zerreissung des Daseins sowohl wie auf das Sich-Verfangen der Geschichte". Sie sind Helfer und Heiler. Christus aber ist „das Ende": er kommt am Anbruch der Nacht, damit er durch die Eucharistie den Glaubenswilligen Kraft gebe auszuharren. Zutiefst empfindet Hölderlin einen Unterschied: es behauptet sich wider die Mythologisierung das eigentlich Christliche. Hölderlins Christus ist alles im Ganzen der Natur. An der Stelle seines Vaters erscheint der „Vater Aether", der Heilige Geist wird zum Weltgeist, Geist der seherischen Inspiration und dionysischen Ekstasis, zum „Naturpneuma". Himmel und Hölle Hölderlins sind nicht Bereiche „absoluter Entzogenheit", sondern Entrücktheitsbereich, „die andere Seite" der Welt selbst. Auch das Reich Gottes, das „Einstige" und „Letzte", steht gleicherweise innerhalb der Geschichte. Was aber kommen wird, ist nicht das Reich der Gnade, sondern das mystische Griechenland. Die Liebe aller Johannes-Texte wird zum All-Eros der Aether-Macht, die Jungfrau Maria des biblischen Berichts zur „Jungfrau Germanien"; das Angekündigte ist die neue Zeit des aus Deutschland wiedererstandenen Hellas. Sinn und Substanz des Christlichen zerrinnen. Dabei steht die religiöse Mächtigkeit der redenden Person, die Wucht ihres Erfahrens nicht in Frage.

abe
Grie
Ae

Hölderlins Auseinandersetzung zwischen Christus und der Antike brach, wie sein Werk und Leben, schroff ab. Was es war, das mit einer seinem eigenen Wunsch gegenüber souveränen Initiative vordrang, wie Hölderlin sich vor ihr endgültig entschieden hätte, das wissen wir nicht.

Siegfried Lang.

Bericht über neuere Rilke-Literatur

Es wird viel geschrieben über und um Reiner Maria Rilke; schon erscheint es, als beeinträchtige die Fülle der Erklärungen sein Werk. Der Einsiedler von Muzot hat nach seinem Tode grossen Lärm entfacht, aber er ist mitschuldig daran. Niemals ist es statthaft, einen Berühmten von seinen Rühmern und Hassern gänzlich zu trennen; immer bedingen sie einander. Oft war ein Ruhm gegen den Willen seines Trägers, aber was nützt dort ein Wille, wo allein die Wirkung gültig sein kann. Leider ist das interessanteste Buch über Rilke noch nicht geschrieben: die Untersuchung seines Ruhmes. Es hätte den Vorteil die Rilke-Literatur nicht zu bereichern und wichtige Aufschlüsse über unser Wesen und unsere Zeit zu geben. Ueber diese finstere Zeit, die dunkler ist, als die dunkelste Stelle bei Rilke. Gerechterweise muss aber das Wichtige, das durch die Rilke-Literatur aufscheint, anerkannt werden, und mehr noch müssen es die eigensten und wertvollen Gedanken, die, durch ein grosses Werk angeregt, sich dabei manchmal erschliessen.

Von solcher Art scheint mir die Studie Hans Gebsers, Rilke und Spanien[1]), zu sein. Der Autor erweist den bestimmenden Einfluss Grecos, dessen Bilder Rilke zum Teil schon in den Jahren 1904—1907 durch Don Ignazio Zuloaga kennen gelernt hatte, auf das Rilkesche Schaffen und schildert jene elementare Reise des Dichters nach Toledo im Jahre 1912. Die spanische Landschaft (vor allem Toledo und Ronda) wird zum Erlebnis und mit dem Ereignis Greco richtungweisend. „In Greco begegnete Rilke sich selber, begegnete seinen eigenen Aengsten, seinen eigenen Schatten, seiner eigenen Intensität und seiner eigenen Leidenschaft. Mehr noch: er sah an ihm die Möglichkeit, sich selber zu übertreffen." Und die „geistige", „engelische" Landschaft der Elegien hat ihren gewaltig erlebten Ursprung in den Landschaften Toledos und Rondas. „Denn er (Rilke) hat einen gewissen Aspekt der Landschaft und des Ambients Spaniens (und diesen spanischen Himmel, der seinem eigenen inneren Himmel entsprach) vergeistigt, ja so übersteigert, dass er mit jener Welt, die er noch zu schaffen, mit jener Leere, die er noch zu beleben hatte, harmonisierte." Mit der Klarlegung dieser Einflüsse im innersten Zusammenhang deutet Gebser die Todesvorstellung Rilkes, weist mit Recht auf deren gründliche Verschiedenheit von der antiken und rein christlichen Haltung dem Tode gegenüber hin, um andererseits seelische Aehnlichkeit mit der Todeshaltung Jens Peter Jacobsens und Lazarillo de Tormes aufzuzeigen. Schliesslich will Gebser, und

[1]) Verlag Oprecht, Zürich 1940

das scheint mir das Wichtigste in seiner schönen Studie zu sein, Rilkes Hauptwerk als neues Welt- bzw. Lebensgefühl erkannt wissen und es bei Interpretationen nicht mit einem „gewissen geistigen Erbgut" belastet sehen, da dessen Anwendung auf das Werk Rilkes unstatthaft sei. Zu diesem Erbgut „gehört vor allem Platons Idee der Dinge. Diese ist ohne Zweifel einer der grossartigsten Gedanken, die je gedacht worden sind, aber nur solange sie in Bezug auf das antike Weltbild angewendet wurde, und hat wie keine andere einen schädlichen Einfluss auf die geistige Entwicklung des Abendlandes ausgeübt." — „Ein anderes Erbgut ist jenes der von Leonardo da Vinci erfundenen Perspektive, welche Unersetzbares ermöglicht hat, solange man sie auf die Technik anwandte, ja ohne welche die Entwicklung der Technik überhaupt nicht vorstellbar gewesen wäre, die aber hinsichtlich ihrer deformierenden Wirkung auf das abendländische Denken Platons Ideen von den Dingen gleichgesetzt werden darf." Rilke soll aus sich selbst verstanden werden. Ihm ist, wenn auch unter qualvollsten Anstrengungen, eine fast uneuropäische Einheit der Lebenshaltung gelungen; eine Wirklichkeit, die auch den Tod mit einbezieht. Das wäre, nach Gebser, schon fast asiatische Weisheit; wenn auch Rilke auf ganz unasiatischem Wege dazu gelangt ist. Die Anmerkung 65 bei Gebser ist von entscheidender Bedeutung, nicht nur für die Interpretation Rilkes, sondern für uns alle. Hier lebt eine eigene Schöpfung in der stillen Bescheidenheit einer Anmerkung. Die hier entwickelte gedankliche Weite gibt dem Buche seinen selbständigen Wert. — Auch auf die interessante sprachkritische Untersuchung über die Veränderung der Bedeutung des Beiwortes von Homer bis Rilke, Trakl und Valéry muss rühmend hingewiesen werden und der Anhang Rilkescher Briefe an Don Ignazio Zuloaga ist eine wertvolle Erschliessung.

Rilke und Italien, mit Benutzung ungedruckter Quellen dargestellt von Helmut Wocke[2]). Hier liegt ein wissenschaftliches sachliches Werk von grosser Exaktheit und Ausführlichkeit über die Beziehungen Rilkes zu Italien vor. Seine Besuche in italienischen Städten und schliesslich sein Aufenthalt in Duino werden genauestens festgestellt und ihr Einfluss wird nachgewiesen und treulich belegt. Vor allem scheint mir die Beziehung zwischen Florenz und dem Stundenbuch wichtig. Rilkes Stellung zum geistigen Leben Italiens ist von besonderem Reiz, denn man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diesem Dichter der Dunkelheit und des Hingegebenseins die männlich-konturierte Klarheit des geistigen wie körperlichen Italiens keineswegs restlos erschlossen war, trotz seiner Vorliebe für den hl. Franz, für Botticelli und die Duse. — Ein zweiter Teil des Werkes befasst sich mit den Uebertragungen Rilkes aus dem Italienischen, vor allem mit den Michelangelo-Versen. Es ist von grossem sprachlichen Interesse, die italienischen und deutschen Verse oftmals nebeneinander zu finden und geistvoll auf ihre Ausdrucksmöglichkeiten untersucht zu sehen. Der Vergleich

[2]) Giessen 1940. Verlag: von Münchowsche Universitätsdruckerei Otto Kindt.

mit einigen Versen aus der Michelangelo-Uebertragung Hermann Grimms erhöht noch das Vergnügen des Abwägens. — Ein nächster Teil behandelt „Rilke im Spiegel italienischer Forschung" und hier ist festzustellen, dass ein grosser Teil der italienischen Kritiker und Interpreten dem Rilke der Sonette an Orpheus und der Elegien nicht mehr Gefolgschaft leistet. Das Verhältnis zwischen Rilke und Italien beruht also auf einer gewissen Gegenseitigkeit und es muss auch darauf beruhen. — Der letzte Abschnitt ist den zahlreichen Uebertragungen Rilkescher Werke ins Italienische gewidmet und der Verfasser sagt hier manches Wesentliche über die schwere Kunst der Uebersetzung. — Eine wichtige Bemerkung Helmut Wockes möchte ich besonders hervorheben. Er schreibt, als er den Rilkeschen Satz „Erde, du liebe, ich will ... Namenlos bin ich zu dir entschlossen" zitiert: „Freilich mag gerade die Entschiedenheit dieser Worte zeigen, wie fremd Rilke im Grunde der Erde war." Es scheint mir wertvoll zu erkennen, dass das Bekenntnis Rilkes zur Erde und zum Leben als einer „Herrlichkeit" nichts war, als grauenhafte Anstrengung.

Eudo C. Mason, Lebenshaltung und Symbolik bei Rainer Maria Rilke[3]). Dieses Werk ist eine eindringliche philosophische Interpretation des Rilkeschen Weltbildes. Es wird als das der „Nuance" erzeigt und es wird nachgewiesen, dass es im Gegensatz steht zu allen bisher anerkannten Erfahrungen und Ueberlegungen der Menschen, im Gegensatz zu allen „mit Namen bezeichneten ,mit Worten definierten Werten und Idealen", im Gegensatz also zu allen bisherigen „Eindeutigkeiten". Die „Nuance" ersetzt Rilke „alles eigentlich Metaphysische, ist seine platonische Idee, seine Theologie, sein Jenseits, seine Weisheit, seine Unsterblichkeit ,sein Ethos, seine Gnade, seine Schönheit, sein Gott." Die Gegensätze sind für ihn von massgeblicher Wichtigkeit und „das, was für ihn zwischen den Gegensätzen vermittelt, ist weder die Synthese noch der Seelengrund, sondern die Nuance". Die „schwebenden Bezüge" Rilkes, die nach ihm die „Essenz unseres Lebens" ausmachen, finden in dieser Arbeit ihren tiefgreifenden Ausleger. „Man ist all zu gerne bereit, das Eindeutige durch Nuancen zu lockern, nicht aber, es grundsätzlich fahren zu lassen. Nichts weniger als das fordert Rilke. Das ist es, was ihn weltanschaulich zu einer so grossen Ausnahmeerscheinung macht." (Vielleicht bedingt dieser, im Grunde anarchische Zug, auch seine ungeheure Wirkung gerade in unserer Zeit). Die Arbeit Masons erreicht ihren Höhepunkt in einer tiefen Interpretation der Symbolik der IV. und V. Elegie und in dem wichtigen Hinweis auf die Gegensätzlichkeit der Sonette an Orpheus und der Duineser Elegien. „Auf die Ebenbürtigkeit der beiden Werke und auf ihre diametrale Gegensätzlichkeit kommt es an. Man begreift, dass ein Mensch, der sein Leben lang zwei so extreme und unausgleichbare Möglichkeiten in sich trug, seinen Mitmenschen alles schwer und sich selbst alles noch schwerer machen musste." Aber, „es sollte Rilke wenigstens in seinem Dichten das gelingen, was

[3]) 1939 Verlag Böhlau, Weimar.

ihm weder im Denken noch im Leben gelingen wollte, eine echte, auch für andere Menschen unmittelbar überzeugende und gültige Aufhebung aller Antinomien der Existenz."

Das sympathische Büchlein „Arbeitsstunden mit Rainer Maria Rilke von Marga Wertheimer[4]) sei noch abschliessend erwähnt. Schliesslich freut man sich der Entdeckung, dass Rilke auch ein einfacher Mensch war, der heiter und fröhlich sein konnte wie ein Kind, nicht nur ein Begründer von Weltanschauungen, nicht nur eine geistige Grösse, der schon beinahe zu allen Ländern Europas einwandfrei Beziehungen nachgewiesen sind. Man atmet erleichtert auf.

Um aber die ungeheure Wirkung Rainer Maria Rilkes zu erklären, möchte ich nichts tun, als die schönen und klaren Worte J. R. von Salis hierherzusetzen, die er in seinem St. Galler Vortrag: „Rilke als Weltbürger und als Dichter" gebrauchte; denn immer macht eindringliche Klarheit die verwirrendsten Probleme deutlich. Salis sagte damals: „Nun wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass die ganz ausserordentliche Wirkung von Rilkes poetischen und Prosawerken — die Briefe inbegriffen — davon her kommt, dass es diesem Dichter in hohem Grade gelungen ist, dem Dasein einen sprachlichen Ausdruck von unnachahmlicher Bildhaftigkeit und Genauigkeit zu verleihen. Er hat wirklich ausgesagt und gestaltet...!" **L. W.**

Die Welt in der Tasche

Unter diesem kühnen Titel legt Sigismund von Radecki seinen Lesern, (deren er als Mitarbeiter hiesiger Zeitungen auch in der Schweiz viele haben dürfte) eine Sammlung von Prosastücken vor, Essays, Betrachtungen und Aufsätze, die einen stattlichen und schöngedruckten Band von an die 400 Seiten füllen. (Verlag Hegner, Leipzig.) Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen; der Unterzeichnete gesteht, dass ihn die Aufsätze „Zur praktischen Aesthetik" am meisten gefesselt haben. Hier ist gleich der erste Aufsatz, der sich mit dem Schlagwort "ganz gross" beschäftigt, vorzüglich, witzig und einfallsreich; „Es gibt Sprachinfluenzas, Erkrankungen der geistigen Atmungsorgane . . ." so beginnt der Verfasser die Abhandlung, und eben Untersuchungen dieser Art sind es überhaupt, die seinen höchst gebildeten und selbständigen Kopf am meisten beschäftigen.

Der nächste Aufsatz „Die Kunst des Lesens" ist so hübsch, dass es Mühe kostet, nicht allzuviel daraus zu zitieren; einiges möge jedoch hergesetzt werden. „Ich Quartalsleser muss bekennen, dass ich zugleich auch Persönlichkeitsleser bin. Kaum werde ich von der Elektrizität einer wahren Persönlichkeit erfasst — das kann schon nach drei Zeilen geschehen, die einen plötzlich wie Augen ansehen —, so wird das Geld in meinem Portemonnaie, auf das ich sonst ängstlich achte, im Handum-

[4]) Verlag Oprecht, Zürich.

drehen völlig wertlos. Die Mark (die sonst für mich den Wert von etwa einer Mark sechzig hat) schaue ich im Buchladen nicht mehr an. Sie ist ein rein mechanisches Ding geworden, das ich, dank einem mysteriösen Zusammenhang, bloss auf ein Gummireibeisen zu legen brauche, um die herrliche Persönlichkeit, mit ihren innersten Gedanken in Packpapier gewickelt, in meine Arme aufzunehmen." An anderer Stelle wird dieser hübsch gesagte Gedanke noch einmal tiefer ausgesprochen. Das Lesen ist eine S ache, die einem niemand abnehmen kann, die man selber machen muss. Hierzu bemerkt Radecki, dass in der Tat wirklich wertvoll nur die Dinge sind, die man selber macht; denn nur sie haben den Adel der Initiative und die Moral der überwundenen Schwierigkeit. Darum, fährt er fort, sei der Bauer der gefestigste Mensch, weil er sich die meisten Dinge selber macht, und darum der heutige Städter ein armer, weil er alles fertig geliefert bekommt, sogar seine Arbeit, sogar sein Vergnügen. „Wir haben Bücher, Kinos, Grammophone — wir sitzen stumm da und hören uns die Sache an; o, im Anhören sind wir gross. Komische Menschen, die immer nur einatmen." Ganz ohne so weitreichenden Tadel kann es in einem Buch wie dem Radeckischen, nicht abgehen. Aber wie angenehm wird der Tadel, wenn er geistvoll ist, und wie nützlich, wenn er uns Platz lässt, um weiterzuleben.

Unter die Rubrik scharfer Bemerkungen gehört auch der Aufsatz des Verfassers: „Ist der Film eine Kunst?", in dem die Ansicht ausgesprochen wird, weder sei der Film eine besondere Kunst, noch habe er seine besonderen Gesetze. Ich will mich zu dieser Behauptung nicht äussern; der Platz fehlt und die Kompetenz. Aber gerade denen sei er ans Herz gelegt, welche schon jetzt geneigt sein sollten, der vorgetragenen Behauptung heftig zu widersprechen.

Im letzten Teil des Buches begegnen wir einem schönen Aufsatz über Gogol und zwei Arbeiten über den grossen russischen Dichter Puschkin, dem die ganze Liebe Radeckis gehört. Den einen dieser Aufsätze findet man wieder in einer Anthologie russischer Verse und Prosa, die Radecki selber neu übersetzt und im Scientia-Verlag, Zürich, herausgegeben hat. Ich kann kein Russisch; im Deutschen lesen sich Uebersetzungen Radeckis vorzüglich. Die Auswahl ist auch hier kühn und subjektiv, man findet russische Klassiker, aber auch Moderne, wie Jessenin und Majakowski. Unter den Prosastücken möchte ich auf Puschkins unsterbliches Fragment „Aegyptische Nächte" aufmerksam machen, das für mich zusammen mit der „Reise nach Erzerum" zu den schönsten Prosawerken der russischen Literatur gehört.

Bei den kleinen Novellen erneuert man seine Bekanntschaft mit Tschechow, einem Autor, von dem man niemals genug lesen kann.

* * *

Die vorliegende Besprechung war eben geschrieben, als mir der Band 1940 des Jahrbuches des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt a. Main, in die Hand fiel. Der Band, den Ernst Beutler herausgegeben hat, der Direktor des Frankfurter Goethehauses, enthält eine Reihe vorzüglicher Arbeiten, darunter eine von Walter Muschg, Basel, über Gottfried Keller

cho

und Jeremias Gotthelf, welche sicher viele Leser interessieren wird. Ein Aufsatz aber ist von besonderer Qualität. In einer Abhandlung „Goethe und die Generäle" untersucht der Verfasser Erich Weniger noch einmal Goethes politische Interessen, und kommt dabei zu Ergebnissen, die ebenso verblüffend wie interessant sind. Man kennt die landläufige Vorstellung von Goethes oppositioneller Einstellung zu den Freiheitskriegen, welche jetzt eben noch einmal durch das letzte Buch des Verfassers von „Wälsungenblut" frische Nahrung bekommen hat. Weniger untersucht nun, welche Beziehungen Goethe zu den grossen militärischen und kriegerischen Ereignissen seiner Epoche gehabt hat und stellt dabei fest, dass Goethe nicht nur die Schlachten seiner Zeit mit der grössten Sorgfalt studiert hat, sondern auch die militärische Literatur. Man kennt das Missbehagen, mit dem er an der Kampagne in Frankreich teilnahm; Weniger weist nach, dass dieses Missbehagen damals und auch in den späteren Jahren, 1806 und 1809, auf merkwürdig genauen Kenntnissen Goethes in die veraltete Strategie der Gegner der Französischen Revolution und Napoleon I. beruhte. Erst als sich das Missverhältnis umkehrte und die neuen revolutionären Theorien der Generäle Scharnhorst, Gneisenau und anderer sich durchzusetzen begannen, änderte sich auch Goethes Haltung.

Wenigers Aufsatz ist zu umfangreich und zu sorgfältig gearbeitet, als dass man ihn an dieser Stelle wiedererzählen könnte. Der Zweck dieser Zeilen sollte ja auch nur der sein, die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf ihn zu lenken, welche sich für dieses Thema interessieren.

Bernard von Brentano.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60
Printed in Switzerland